

In den Sielen.

Roman von Margarete Wolff-Meder.

(8. Fortsetzung.)

Hede war an eine der geöffneten Türen getreten und blickte mit leuchtenden Augen über die schönen massiven Wirtschaften- und Stallgebäude des Gutes und sie steckte den Kopf hinaus und sah die weiten Weiden und Ackerfelder fliegen. Und es war kein überschuldeter Besitz mehr. Sie wandte sich zurück und stand stolz und freudig lächelnd vor dem kleinen Kaufmann, der ja noch sehr gut die traurigen Zustände Steinfeldes gekannt hatte. „Steinfeld ist ein schöner Besitz, nicht wahr, Herr Teppen?“ Der kleine Mann schlug mit der rechten Hand gegen die Brust: „Beschönere das, anadiges Fräulein. Bei uns Kaufleuten in der Stadt heißt es entweder: auf dem Gut ist nichts los, oder: auf dem Gut ist nichts los. Früher sagten wir das letztere von Steinfeld, jetzt das erste.“

Höher noch leuchteten Hedes Augen. „Ja, unser Steinfeld.“ „Herr Teppen, Sie verstehen es,“ meinte der kleine Mann. „Hm“, machte er dann verlegen. „Wissen Sie...“ Er stockte und räusperte sich abermals. „Wissen Sie nichts von Ihrem Herrn Vater?“

„Nein, nichts!“ Höher richtete sich Hede auf. Der abweisende Ausdruck auf ihrem Gesicht wurde unendlich stolz. „Na, Teppen“, rief jetzt Frau des Stimmes unten. „Komme schon!“ rief der Kaufmann zurück und verließ den Boden.

Hede blieb noch oben. Jetzt stand ein Flimmern in ihren Augen und Schamröthe in ihrem Gesicht. O, sie verstand jenen. Das Räuspern, Hören, Stottern verstand sie; denn sie wußte, was „man sagte“, hatte es aber nicht recht glauben wollen: Der Nichtwacker hatte ihr die Mitteilung gemacht, daß man ihren Vater in der Stadt gefangen haben wollte. Sie steckte wieder den Kopf zur Bodenluke hinaus und ließ sich vom Winde das heiße Gesicht kühlen. „Gott, ach Gott“, murmelte sie und starrte auf das moosgrüne Ziegeldach des Herrenhauses, als sähe sie schon Unheil darüber schweben. Nun wandte sie sich wieder zurück und ging langsam über den Boden. „Man tau“, gebot sie dem sie anglotzenden Burksch.

Auf dem Hofe stand noch Teppens Wagen. Hede ging in den Pferde stall und machte sich da zu schaffen, bis sie Teppens Stimme auf dem Hofe hörte. Und da, gerade als er auf den Wagen kletterte wollte, stand sie neben ihm. „Haben Sie es auch gehört, Herr Teppen, daß unser Vater in der Stadt sein soll?“ Hastig hieß sie die Worte heraus. Die Lider hatte sie gefenkt. Das Gesicht war heißrot.

„Ich habe ihn gesehen, gnädiges Fräulein“, entgegnete der Kaufmann leise. „Dante“, murmelte Hede mit heiserer Stimme.

„Aber es ist ja nichts dabei, gnädiges Fräulein. In den feinsten, vornehmsten Familien gibt es ja so etwas“, flüsterte Teppen mitteilend.

Ein Knut ging durch Hedes Gestalt. „Kommen Sie gut heim, Herr Teppen.“ Sie grüßte durch eine Kopfbewegung und schritt dem Hause zu.

Sie eilte zu Karl Adolfs ins Spielzimmer. Der Kleine sah auf seinem Schautisch und sang ein tapferes Märlersliedlein, und die alte Knut hochte stridend auf einem Schemel. Hede zog den Jungen an sich und küßte ihn stürmisch. Zwischendurch fragte sie mit zitternder, bebender Stimme: „Wirst Du auch ein tapferer Mann werden, Karl Adolf?“ „Und gut, Karl Adolf?“ „Fleißig wie der Großvater?“

Karl Adolf nickte. „Ja, ja, Hede.“ Nun aber drammte er, indem er mit dem Kermel über den Mund fuhr: „Jungens führt man nicht so viel, Hede.“

Hede gab ihn frei und verbot nun der alten Knut in einer ihr fast ganz fremden, diktatorischen Weise, den Kleinen heute spazieren zu führen. „Es sei zu fast.“

„Na, es geht ihm ja auch hier nichts ab“, meinte die Alte, die zufrieden war, nicht aus der warmen Stube raus zu müssen.

„Elsbeth kam heraufgestürzt, die Schultleider gegen Hausflügel und verersch. Sie war athemlos und verzagt. „Es war ein Mensch hinter uns her“, berichtete sie. „Er rief Friedrich an, wollte mit auf den Wagen oder so, aber Friedrich fuhr so schnell, da konnte er nicht mit.“

Hede stockte der Herzschlag. „Wie sah der Mann aus?“ fragte sie mit abgerundetem Gesicht.

„Na, ein Vagabund doch. Sah ihn nicht recht“, meinte Elsbeth. „Sah bloß einen struppigen roten Bart.“

„So schlimm“, murmelte Hede. „Was sagst Du?“ fragte Elsbeth verwundert.

„Nichts“, Hede verließ das Zimmer. Draußen auf dem Flur stützte sie sich schwer auf das Treppengeländer. Tausend Gedanken wirbelten in ihr durcheinander, und Jörn loberte da und eine tiefchmerzliche Flamme brannte daneben.

Aber es mußte etwas geschehen. Hede raffte sich auf und ging in das Amtszimmer. Der Großvater sah in seinem Sorgenstuhl, hatte die Hände gefaltet und die Augen geschlossen. Er schlief und bewegte murmelt die Lippen. Hede biß die Zähne fest aufeinander, daß ihrem Munde kein Wort entschlüpfte, und schlich leise wieder hinaus.

Ueberlegend, was zu thun sei, blieb sie draußen im Flur stehen. Nun eilte sie die Treppe hinauf und begab sich in das Mädchenzimmer, das im Giebel lag. Von hier aus sah man auf die Chaussee, die in die Stadt führte.

Hede stand und starrte hinaus. Nur ein Wagen fuhr dort. Hinter dem Wagen ein wandernder Mensch. Jetzt nahm er den Hut ab. „Jetzt blieb er mitten auf der Chaussee stehen...“ Jetzt flümmerte er in langen Sägen vorwärts... Jetzt blieb er wieder stehen... „Das wird er sein, das ist er!“ höhnte Hede.

Sie rief das Fenster auf und spähte angestrengt hinaus. Der Mann auf der Chaussee stand regungslos. Sein Gesicht war dem Giebel des Hauses hier zugewandt. „Er ist es!“ Hede fiel auf die Knie nieder. Mit folternden Händen ging das Schicksal über die zerrissene Seite ihrer Seele.

Hede stand wieder auf den Füßen. Die Arme um das Fenstergeländer gelegt, starrte sie auf die Männergestalt. Die Wuchs, wuchs zu einem schelmhaften Gespenst in die Höhe, stand groß und drohend da... Und im Brausen des Windes menschliche Stimmen... Der Großvater fluchte, seine Peitsche knallte... Und klagende Töne... Elsbeth und Karl Adolf jammerten und weinten... „Nun da stand Karl Adolf. Seine hellen, klaren Augen blickten so schau. Und er war doch ein Kind und ohne Sünde...“ „Nein!“ Hede schrie es laut hinaus und stredte abwehrend die Hände gegen jene große, drohende Gestalt...

Ihre eigene Stimme und die Bewegung ihrer Hände brachten sie zur Besinnung. Mein Gott, war sie wahnsinnig? Sie fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn.

Draußen stand der Mann noch immer. Hede schloß das Fenster. Eine Festigkeit kam über sie. Nochmals sah sie prüfend hinaus. „Er ist es“, murmelte sie mit einer Stimme, deren Festigkeit erwidern wollte im heißwandelnden Herzblut.

Er war es. Es war Hans Jürgen Angerman.

So schlimm, wie Elsbeth wähnte, sah er nicht aus. Den Bart hatte er stehen lassen, der war zwar struppig und roth, aber die Kleidung war, wenn auch abgetragen und schäbig, doch ganz und sauber. Auf seinen äußeren Menschen hielt er noch etwas, der mußte stimmen zu der Rolle, die er in ein paar kleinen Kneipen Berlins spielte. Da war er der arme, bedauernswürdige Mann, der von seiner Sippe um Gut und Geld gebracht und dann ins Elend hinausgeschoben worden war. Ein Märltrier war er, und die biederen kleinen Leute nicken und brüden ihm die Hand, und diejenigen, welche gleich ihm zu jenen fragwürdigen Existenzen gehörten, die durch Kartenpiel und gelegentliche Agentenstelle oder sonstige Substitutionsmittel deckten, nickten leise und erfahrungsvoll: „Ach, das kennen wir.“ Und ab und zu kam ein Volksbeulicher oder ein Altruist oder irgend so ein Mensch, der über dem Durchschnitt der Menschen steht, und setzte diesen Märltrieren seine großen Ideen vor. Die betrachteten sie dann im Gesichtswinkel ihrer eigenen kleinen Lebensgeschichte und züchteten sie in der Treibhaushitze ihrer Phantasie. Und das Zuchtprodukt war das himmelstreichende Unrecht, das ihnen widerfahren. Ach, was waren sie für Duldner. Dazu kam dem Alkohol und sie wurden sinnlos in ihrem Haß gegen die Bekleidenden und vergaßen, daß sie selbst Bescheidende gewesen waren und mit allen ihren heiß wünschenden abenteuerlichen Ähnen nichts anderes wollten, als Bescheidende werden.

In so lobendem Zorne aber war Jürgen Angerman ausgezogen, sein Recht zu suchen.

Drei Tage weilt er schon in der Stadt, aber seine Füße hatten ihn nicht hier hinaustragen wollen. Heute hatte er seinen letzten Nadel in Alkohol angelegt, und da war mit dem Rausch wieder der Held, der Duldner über ihn gekommen. So war er hin-

ter dem Wagen, in dem Elsbeth saß, hergestürzt, während er sei sein. So war er, wilde Reden ausstößend. In langen Sägen über die Chaussee gelaufen. Sein Recht wollte er, das Gut seiner Väter wollte er haben, seine Kinder wollte er besitzen.

Aber die freie Weite... das Sonnenlicht... die herbe Heimatluft mit dem Erdbgeruch... der scharfe Wind... Seine an Gaslicht und Zigarrenqualm gewöhnten Augen wurden starr, seine an Schenktubelluft gewöhnten Lungen weiteten sich. Der Rausch verfloß. Jahre verflanden... Von dem alten Dach des Gutshauses dort wehte erdrückende Wahrheit herüber. Eine betäubende Stimme erzählte von Besitz, Genuß und Verlust.

Er stand und stand, und sein Fuß wollte nicht vorwärts.

Auf der Chaussee kam eine weibliche Gestalt daher.

In Jürgen Angermans Augen sprang ein zitterndes Licht auf.

Die Gestalt kam näher und näher. Nun blieb sie wenige Schritte vor ihm stehen.

„Hede?“ fragte er zögernd und blickte vor sich nieder.

Sie nickte stumm.

Die Heimatluft fühlte beiden die heißen Stirnen.

Jürgen Angerman erkannte plötzlich eine Wahrheit in sich. „Ich...“

„Ich...“ Hede wollte das Herzblut über alle die Bitterkeit und Festigkeit, und nur die große, große Angst vor dem Herzeleid, das mit diesem Manne über die Gutschwellen schreiten würde, ließ sie ihres Vorwages eingeben sein.

Aber es kam nicht hart und abweisend, es kam bittend und sehend über ihre Lippen.

„Geh nicht dahin“, flehte sie und zeigte mit der Hand auf das Gutshaus. „Großvater ist unverständlich...“

„Es würde ein Unglück geben...“ Elsbeth wartet, daß Du als reicher Mann kommen sollst — Karl Adolfs weiß nichts von Dir... er würde sonst so viel zu fragen haben. Es ist besser so... Wenn er größer ist, verständiger... Selbst alles verstehen kann...“

„Er spare es Dir... uns...“ Es gibt ein Unglück. Sie streckte ihm die gefalteten Hände entgegen. Sie hätte in ihrer Angst vor ihm niederknien mögen.

„Ich will gar nicht ins Gutshaus“, sagte er heiser. „Es kam jetzt etwas Wildes über ihn.“

„Der Alte!“ schrie er und schüttelte drohend die Faust.

Das Krachte in Hede die Stimme des Herzens zum Schweigen. „Großvater laß in Ruhe!“ rief sie heftig.

Er sah sie in die stolzen Augen seiner Tochter, und es kam etwas Demüthiges über ihn. Aber das schüttelte er trotzig ab, um nun auch vor ihr seine Märltrierrolle zu spielen. Doch unter den klaren Mädchenaugen erstikte das Lügengewebe.

„Laf uns über die Felder gehen, um das Dorf herum, zu Pastor Olfen.“ schlug Hede vor.

Sie gingen nebeneinander her. Erst schwiegen sie. Dann fing Jürgen Angerman an zu reden: „Der Großvater weiß nicht, wie es in der Welt draußen aussieht, Hede“, begann er und redete hastig und immer hastiger von der Welt draußen: Diese Welt war ein großer Betrüger. Die zwanzigtausend Mark, die er von der Lebensversicherung nach dem Tode seiner Frau erhalten hatte, hatte ihm diese böse Welt hinterlistig abgegaunert. Allerlei Erfindungen, die Reichthum und Geniun versprochen, standen da wie speckgefüllte Maufesallen und lockten den Menschen das Geld aus der Tasche. So waren auch seine zwanzigtausend Mark hingegangen. Kläglich, weinerlich fast klang seine Stimme: „Und nun bin ich arm, bettelarm...“ Seine Augen waren thänenfeucht... Armer willenloser Jürgen Angerman, einmal ist's die Welt, einmal ist's die Sippe...

In grenzenloser Pein hatte Hede zugehört. Alles, was an Stolz und Ehrgefühl, und alles, was aus der Anschauungswelt des Großvaters in ihr lebte, bäumte sich auf und war doch mit Ketten des Herzeiwes gefesselt. Sie blieb stehen. Ihr Gesicht war glühendroth. Ihre Augen jasteten am Boden. „Wenn Du“, fing sie an zu stottern. „Wenn... wenn ich Dir mit einhundertundfünfzig Mark helfen kann... hier...“ Sie steckte ihm ein Auerwint in die Hände. „Großvater hat mir das Geld zu Weihnachten geschenkt.“

„Setzte sie aufstehend hinzu und hob nun die Lider und sah ihn an.“ Seine Hände, die das Geld hielten, zitterten. Sein Gesicht war roth. Seine Augen glänzten, aber es war ein unsterber Glanz. „Dante“, sagte er heiser und steckte nun das Geld ein. „Ich nehme es nur leichweise...“

Hede hatte sich abgewandt und war vorwärts gelaufen. Aber sie zwang gewaltsam alles in sich nieder, blieb stehen und wartete, bis er wieder an ihrer Seite war. Ihre Stimme klang trocken und gezwungen, als sie jetzt sagte: „Wir wollen mit Herrn Pastor Olfen sprechen, ob Du nicht durch seine Vermittelung eine Stelle als Gutsinspektor bekommen kannst.“

Jürgen Angerman hielt das Geld in seiner Tasche fest umkrampfend. Sein Schritt wurde langsam und langsam. Jetzt blieb er stehen. „Inspektor ist nichts für mich, Hede“, stieß er heraus. „In Berlin gibt es vielerlei Erwerb. Mit den hundertundfünfzig Mark kann ich irgendwie das Glück versuchen...“ Das Glück... ja... ja... Er sah mit unruhigen Augen umher.

„Herr Pastor Olfen würde Dir gern helfen“, meinte Hede.

Da brach es mit jähem Lachen in Jürgen Angerman auf: „Helfen... Ha, ha... Eine Litanei blasen...“

„Das könnt Ihr hier auf dem Lande Euch gefallen lassen. Wer in der Großstadt gelebt hat, thut's nicht mehr.“

„Grüße ihn. Ich muß machen, daß ich nach dem Bahnhof komme. In zwei Stunden geht ein Zug nach Berlin...“

„Adieu.“ Er hielt ihr die Hand hin.

Hede schüttelte ein Frostschauer. „Adieu“, sagte sie leise. Aber die Hand reichte sie ihm nicht.

Er lachte wieder, laut, heiser, jählich, zog grüßend seinen Hut, wandte ihr den Rücken und ging mit langen Schritten querfeldein. Schneller und schneller ging er, zuletzt lief er, lief der lodenden Welt entgegen, von der ein Reflex in seinem Lachen gezittert hatte.

Hede stand wie betäubt und starrte der Männergestalt nach, die sich silhouettenhaft gegen den sonnenrothen Winterhimmel abhob und kleiner und kleiner wurde. Und alles brauste in ihr zusammen und schrie in dem einen zornigen Wort hinaus, das über die tauben Felder dahinjitterte: „Feigling!“

Dann hob sie den Fuß und jagte athemlos dem Pastorhause zu.

„Ja, wer kommt denn da?“ meinte Pastor Olfen und sprang auf, als die Hausglocke so ungestüm laut schellte.

In dem kleinen Flurraum herrschte schon Dämmerung, aber durch die Thür, die der Pastor hinter sich aufstieß, sandte die im Wohnzimmer brennende Hängelampe einen Lichtstreif. Der lief über die roten Fliesen und ging an dem großen, unförmlichen Kleiderstrant in die Höhe. Da stand Hede Angerman, der Lichtschein traf gerade noch ihre Augen. Die blickten fremd in heißem Fladern. Beide Arme hob sie jetzt. „Ich hasse ihn!“ schrie sie auf und schlug nun die Hände vor das Gesicht und schluchzte.

„Was ist denn?“, „Ja, was ist denn, Kind?“ Olfen ergriff ihre rechte Hand und zog sie in das Wohnzimmer.

Da sah Hede lange, lange in der Sofaede und schluchzte fastungslos. Der Pastor und seine kleine Frau sahen sich rathlos an. Was konnte das still-freudige, gleichmäßige Wesen Hede Angermans so aus den Fugen gebracht haben?

Hede kam zu sich, hob den Kopf und stieß heraus: „Vater war da...“

„Ich habe ihn gesprochen.“ Und sie berichtete weiter, und alle Gefühle von Mitleid bis zum Haß sprangen auf und ließen die Worte bald stoden, bald sich überfließen und trieben Blässe und Röthe über ihr Gesicht. Und zuletzt blieb es wieder das große Weh, das sie in sich verschloß und mit heimtrug, und die folternde Furcht vor dem Wiederkommen des Vaters und vor dem, was dann geschehen würde, stand daneben.

Im Pfarrhause aber sahen die beiden Alten und sprachen noch lange miteinander. „Die arme Hede“, sagte Frau Pastor.

Olfen nickte. „Ja, die arme Hede. Jener wird weiter sinken und wird wiedertommen...“

„Ach Gott.“ Frau Pastor sah mit ängstlichen, großen Augen ihren Mann an.

Der nickte nur.

So sprachen sie hin und her, und als Frau Pastor zur Ruhe ging, meinte sie: „Das muß ich doch morgen an Ernst mit schreiben. Was wird der sagen?“

12.

Ein Gewitterhimmel hängt tief herab. Auf dem Ader geht ein Pferd vor dem Pflug. Es zittert und bebzt am ganzen Körper vor dem drohenden Wetter da oben, vor dem ersten Blizschlag, der herniederfahren wird, seine Augen zu blenden und das Erdbreich aufzuwühlen... Es ist kein dumpfer, stumpfer Adergaul, es ist ein edles Thier und hätte stolz und freudig durch weite blühende Lande gehen dürfen. Aber es geht den Ader hinauf und hinunter, sieht den Ader, sieht die Sielen und zieht den Pflug hinter sich her...

Und Hede Angermans Pflug ist noch schwerer geworden.

Bald nach jenem Wintertag, an dem sie mit dem Vater das Zusammenkommen gehabt, war Großmutter Fraude an Influenza erkrankt, hatte aber der neumodischen Krankheits, wie sie so sagte, gepostet und hatte sich nicht in acht genommen. Ein Magen- und Darmkatarrh war hinzugekommen, da hatte sie sich zu Bett legen müssen und sollte sich nicht mehr erheben. Ihr lebenslänglicher Wunsch, nicht zu überleben und vor ihrem Tode nicht lange belägerig zu sein, war in Erfüllung gegangen. Sie war

im Alter von fünfundsiebzig Jahren nach zweiwöchigem Krankenlager gestorben. Alle die Erben, die sie noch gehabt hatte, hatte sie auf Hede geworfen, zu allererst die Sorge für den zurückbleibenden Lebensgefährten. So war Hedes Pflug schwerer geworden.

Der Großvater verschloß seinen Gram in sich und zeigte nicht viel, aber er war körperlich hinfalliger. „Mein Gott“, schrien die Menschen, die ihn sahen, „Herr Fraude, sind Sie das, oder sind Sie es nicht.“

„Na, man wird alt“, lachte er und fiel auch wohl in seinen Schwächten und meinte: „Haben Sie mal erst vierundsechzig auf dem Rücken und so ein niederrückiges Bein. Woll'n dann mal sehen, ob die Weste nicht zu weit sein wird. Ja, das woll'n wir doch mal seh'n.“

„Ja, ja, Sie sind's noch“, lachten die anderen nach solchen Worten.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Zergern.

Die Londoner Times veröffentlicht folgende Schreiben von Maxim Gorki:

„In Moskau befinden sich nun alle Leute, Männer und Frauen, die auch nur im entferntesten Verdacht stehen, an dem Aufstande im Dezember 1905 betheiligt gewesen zu sein, in gerichtlicher Untersuchung. Ich wünsche nur der Öffentlichkeit zu zeigen, wie die Fälle von der Polizei und den Gerichtsbehörden zustande gebracht werden. Als ein Beispiel nehme ich den Fall des Nikolaus Schmidt, über den ich genau unterrichtet bin, und die Thatfachen dieses Falles, die ich auf's sorgfältigste festgestellt habe.“

Nikolaus Schmidt ist ein Universitätsstudent, aber zugleich ein sehr reicher Mann, der Besitzer der ersten Kunstmöbelfabrik in Moskau. Seine wohlwollende Art, die Arbeiter zu behandeln, auf der einen Seite und deren freundschaftliche Gefühle für ihn verschafften ihm in den Augen der Moskauer Polizei den Ruf, daß er freisinnig und politisch unzuverlässig sei.

Am 17. Dezember 1905 um 4 Uhr Morgens brach eine Abteilung Polizei und Kosaken in Nikolaus Schmidts Wohnung ein. Als Schmidt eine Erklärung hierfür verlangte, wurde ihm ein Befehl zu seiner Verhaftung vorgelesen, worin angeordnet war, daß Schmidt sofort in das Tzanski-Gefängnis gebracht werde. Zugleich wurde eine Durchsuchung der Wohnung vorgenommen, wobei aber keine verdächtigen Papiere vorgefunden wurden. Schmidt wurde hierauf fortgeführt, aber nicht in das Tzanski-Gefängnis, sondern zu der Presnenski-Polizeistation. Dort empfing ihn der Polizeikommissar mit den Worten: „Wir wissen, daß Sie einer der Leiter der revolutionären Bewegung sind und daß in Ihrer Fabrik Gewehre und Munition aufbewahrt sind. Liefern Sie sofort Alles aus oder wir werden Sie erschließen.“

Der Verhaftete stellte in Abrede, daß er irgend etwas mit der Revolution zu thun habe; aber durch Einschüchterungen und Drohungen gezwungen, stimmte er zu, eine Weisung für die Arbeiter seiner Fabrik zu schreiben, welche ungefähr folgendermaßen lautete: „Es wird gemeldet, daß Ihr Waffen in Eurem Besitze habt; wenn dies wahr ist, liefert sie aus; die Polizei droht sonst, die Fabrik zu zerstören.“ Diese Weisung wurde aber offenbar nicht übergeben, denn fünf Minuten nachdem sie geschrieben worden, begann eine furchtbare Kanonade in jenem Theil von Presni, wo Schmidts Fabrik gelegen war. Die Polizeistation von Presni sah wie alle anderen Polizeistationen in der Stadt wie ein bemannetes Lager aus und war angefüllt mit Kosaken, Artillerie, Infanterie und Polizisten. Alle waren furchtbar betrunken. Als Schmidt in die Station getrachtet worden war, sprangen die Polizisten auf ihn los mit dem Geschrei: „Du Hund, du hast den Jar mordet wollen? Wir werden dir das Richtige zeigen.“ Sie drohten ihm mit dem Tode, aber einer von ihnen stieß Schmidt in den Nebenraum und schloß ihn ein. Von dem Fenster aus sah Schmidt, wie seine Fabrik mit Bomben beschossen, von den Soldaten geplündert und in Brand gesteckt wurde. Anstehend an die Polizeistation befand sich ein Wittwenheim. Auch dieses Gebäude, in dem verkrüppelte, alte Weiber untergebracht waren, wurde von den Truppen mit Schüssen durchlöchert.

Unterdessen war die Polizeistation von den Revolutionären in ihrer Verneuerung angegriffen worden. Dadurch wurde die Lage Schmidts verschlimmert. Am dritten Tage seiner Einschließung erhielt Schmidt den Befehl, sich anzukleiden und herauszutommen. Im Hofraum wurde er in den Wagen des Militärspitals genommen und unter der Eskorte eines halben Duzend Soldaten des Semenow-Regimentes weggeführt. Nach Verlauf einer halben Stunde wurde Schmidt aus der Stadt hinaus zu einem Plage gegenüber dem Friebohof gebracht und aus dem Wagen genommen. Hier war etwa ein Regiment Infanterie und Kosaken aufgestellt, in dessen Mitte sich eine Anzahl von Arbeitern aus Schmidts Fabrik und viele andere Gefangene befanden. Die

Betrunkene trieben rohe Späße, verhöhnten die Leute und schlugen sie so gar. Ein Offizier des Semenowischen Regimentes ging auf Schmidt zu, erhob die Hand und verfehlte ihm einen Schlag ins Gesicht, indem er ihn zugleich in roher Weise beschimpfte. Einige Minuten später sah Schmidt, wie zwei Arbeiter seiner Fabrik bei Seite geführt wurden — eine Salbe trachtete, dann noch eine zweite. Die Soldaten ließen ihn, um die Leichen anzuschauen.

Zwei Stunden lang wurde Schmidt auf diesem Plage festgehalten und mußte den Schredenszügen der Grausamkeiten zusehen. Als sich ihm endlich die Gelegenheit bot, bat er einen Offizier, ihm doch zu sagen, warum er hierher gebracht worden sei und ob es ihm möglich sein werde, einige Verfügungen zu treffen. Oberst Min tam hinzu und sagte ruhig: „Dazu ist keine Zeit, ein Testament zu machen; es ist zu spät. Sie werden gleich erschossen werden. Wenn Sie aber Ihre Missethaten nennen wollen, werden wir das Weitere sehen.“

Erschütterter durch all das, was er gesehen hatte, und durch die Schreden, die er mitmachen mußte, nannte Schmidt mehrere seiner Freunde — die ersten besten Namen, die ihm durch den Kopf fuhren und einfielen. Hierauf brachte ihn Oberst Min selbst zurück in die Presni-Polizeistation, ordnete an, daß Schmidt in einen abgefönderten Raum gesperrt und mit Papier und Feder versehen werde und gab ihm eine Stunde Zeit, eine Aussage niederzuschreiben. Nach einer Stunde erschien Oberst Min wieder, las die Aussage, die Schmidt geschrieben hatte, und brachte ihn in das Gebäude der geheimen Polizei.

Dort begann nun der Gouverneur von Moskau gemeinsam mit dem Obersten Min und dem Chef der geheimen Polizei den durch Furcht und Schreden nervös erzeugten jungen Kunstmöbelfabrikanten zu verhören. Dieser erklärte aber nun, daß sein Gesändnis durch Androhungen der Tortur und des Todes erzwungen worden sei. Diese Erklärung wurde aber durch die Bemerkung kurz abgebrochen: „Bedenken Sie, daß wir viele Mittel haben, um Sie sprechen zu machen.“

Das Verhör Schmidts dauerte fast ununterbrochen acht Tage lang, mit einem fortwährenden Wechsel der verhörenden Beamten. Nach acht Tagen war das Verhör endlich beendet, und Schmidt wurde wieder ins Gefängnis gebracht. Natürlich war er nach allem, was er durchgemacht hatte, in einem furchtbaren Zustande. Seine Aussagen trugen das Gepräge eines gefüllten Deliriums. Am 15. Januar wurde Schmidt vor das Untersuchungsgericht gestellt, wo er angeklagt wurde, an der Organisation des bemanneten Aufstandes gegen den Zaren theilgenommen zu haben. Er wurde nun wieder aufgeföhrt, ein Gesändnis abzulegen. Schmidt erklärte nun, daß Alles, was er früher ausgesagt hatte, unwahr und durch Drohungen erzwungen war.

Schmidt ist nun verurtheilt. Der junge Mann ist durch die Tortur in einen Zustand der Unzurechnungsfähigkeit verfallen, und dieser Zustand hat dem Gericht die Rechtfertigung, nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen seine Freunde, die er unfreiwillig denunziert hatte, die Anklage zu erheben. Der Fall Schmidt ist nicht der einzige in seiner Art, sondern es giebt noch viele ähnliche Fälle.

M. Gorki.

In der Gesezgebung von Tennessee entstand große Aufregung darüber, daß der Sprecher einen Bierhammer benutzte, als er die Volkvertreter zur Ordnung rief. Es ist allerdings nicht schön, wenn man ein so nützliches Werkzeug seiner ursprünglichen Bestimmung entzieht.

Es giebt Leute, die den Wunsch hegen, daß alle Autofahrer dem Beispiele ihrer beliebigen Berufsgenossen folgen und die Reife nach dem Südpol antreten möchten.

Oklahoma schwant, ob es Missletoe oder Alkaska zum Staatswappen wählen soll. Auf jedensfall Alkaska! Wer wird eine Schmarotzerpflanze im Wappen führen!

Der Kaffeetrust trifft umfassende Vorkehrungen, um das Publikum nach beherrschtem Monopol-Rezept gründlich zu rösten.

Ein Beruf, von dem man wegstrebt, ist überhaupt keiner.

Wenn man etwas gewöhnt ist, schadet es nichts mehr, sagen die Leute und merken nicht, daß gerade das Gewöhntsein das Schädliche ist.

Leute, die uns die Wahrheit vorenthalten, sind nicht unsere Freunde. Solche aber, die uns die Wahrheit sagen, halten wir zumeist für unsere Feinde. Daraus schließe ich, daß es genau genommen, überhaupt keine Freunde giebt.

Es ist ein Vergnügen, in der jetzigen Zeit zu leben, sagt Sachens König. Ein Vergnügen mag's ja sein, jetzt zu leben, wenn man nur bei den heutigen Lebensmittelpreisen immer wüßte, wovon.